

(Nachdruck verboten.)

88]

## Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Wiebig.

„n Abend,“ sagte Wolfgang laut und bergnügt. Und dann räusperte er sich, wie eine leichte Verlegenheit herunter schlüpfend, und sagte leise, der Mutter einen Schritt näher tretend: „Bardon, Mama, ich habe verschlafen, ich hatte keine Ahnung, wie spät es war — ich war todmüde!“

Sie sagte noch immer nichts.

Er wußte nicht, wie er mit ihr daran war. Sie war so still, das beirrte ihn ein wenig. „Ich bin gestern abend nämlich sehr spät nach Hause gekommen!“

„So — bist Du?“ Sie wendete den Kopf von ihm weg und sah wieder angelegentlich hinaus in den Garten, wo Paul jetzt gerade mit Friedrich sprach und mit dem Finger zu einem schön blühenden Zierfirschenbaum hinaufwies.

„Ich glaube wenigstens,“ sagte er. Was sollte er sagen? War sie böse? In der Tat, er mußte wohl sehr spät nach Hause gekommen sein, um wieviel Uhr, konnte er sich nicht erinnern, es war ihm alles etwas dunkel. Er hatte auch einen bösen Traum gehabt, sich schrecklich gefühlt, aber jetzt war ihm wohl, so wohl! Nun, wenn sie etwas gegen ihn hatte, konnte er ihr auch nicht helfen!

Die Lippen wieder zu einem leisen Pfeifen, wie Vogelzwitschern spitzend, wollte er, die Hände in den Taschen seiner gut sitzenden modischen Hose, von der Veranda herab in den Garten schreiten, als sie ihn zurief:

„Du wünschst, Mama?“

„Du warst betrunken,“ sagte sie leise und heftig.

„Ich —?! O!“ Eine plötzliche Verlegenheit überkam ihn: war er wirklich betrunken gewesen? Er hatte keine Ahnung davon. Aber freilich, es konnte am Ende sein, er hatte ja auch gar keine Ahnung, wie er nach Hause gekommen war!

„Du hast wohl wieder aufgefressen und auf mich gewartet?“ Mißtrauisch sah er sie von der Seite an, seine breite Stirn zog sich über der Nasenwurzel in eine so tiefe Falte, daß die dunklen Brauen ganz zusammenstießen. „Du mußt nicht immer auf mich warten,“ sagte er dann mit heimlicher Ungeduld, aber äußerlich im Ton der Besorgnis. „Das nimmt mir ja jede Lust, etwas mitzumachen, wenn ich denke, Du opferst Deine Nachtruhe. Bitte, Mama, tu das nicht mehr!“

„Ich werde es nicht mehr tun,“ sagte sie und sah in ihren Schoß. Sie hätte ihn nicht ansehen können, so verachtete sie ihn. Wie hatte er dagestanden, so breit und groß und dreist und ganz vergnügt, „n Abend“ gesagt! Tat so, als ob er von nichts wüßte, nicht, daß er vor ein paar Stunden noch hatte kriechen wollen auf allen Vieren, sich strecken auf die Schwelle, als wäre da sein Bett oder er ein Hund! War so unbefangen, als hätte er nicht heute mittag noch da oben in seinem Zimmer gelegen, so — so — schmutzig! Als wenn sie ihn nicht gesehen hätte in seiner tiefsten Erniedrigung. Nein, nie, nie mehr würde sie ihn küssen können, ihn streicheln, die Arme um seinen Hals legen, wie sie's dem Knaben so gern getan hatte! Er war ihr auf einmal ein ganz fremder Mensch geworden.

Sie sagte kein Wort mehr, machte ihm keinen Vorwurf. Teilnahmslos hörte sie das, was jetzt ihr Mann unten im Garten zu ihm sprach.

So milde wie Schlieben diesen Mittag seiner Frau gegenüber erschienen hatte, jetzt, dem Sohne gegenüber war er es denn doch nicht. Ernsthaft sagte er: „Ich höre, Du bist angetrunken nach Hause gekommen — was soll das heißen? Schämst Du Dich nicht?“

„Wer hat das gesagt?“

„Das ist ja ganz gleichgültig, ich weiß es, und das genügt!“

„Sie natürlich!“ sagte der Sohn bitter. „Mama übertreibt gleich alles so. Betrunken bin ich sicher nicht gewesen, nur ein bißchen im Schwum — das waren wir alle — Gott, Papa, man kann sich doch nicht ausschließen! Was soll man

denn auch sonst machen an so 'nem langen Abend? Aber schlimm war's jedenfalls nicht. Ich bin ja jetzt so frisch!“ Und er packte den Zierfirschenbaum, unter dem sie gerade standen, mit beiden Händen, als wolle er ihn ausreißen, und ein ganzer Schauer von weißen Blüten ging nieder über ihn und den Weg.

„Laß meinen Baum nur stehen,“ sprach der Vater lächelnd.

Käte sah: Paul konnte lachen? Also so ernst war's ihm doch nicht! Aber sie erregte sich nicht mehr, wie sie sich wohl früher hierüber erregt haben würde, es war ihr, als sei alles in ihr kalt und tot. Sie hörte die beiden sprechen wie aus weiter, weiter Ferne, ganz schwach nur war der Stimmenklang, und doch sprachen sie beide laut und auch lebhaft.

Die Unterhaltung war nicht ganz so freundschaftlich; wenn Schlieben dem Jungen auch nicht ernstlich zürnte, so hielt er es doch für seine Pflicht, ihm Vorhaltungen zu machen. Er schloß: „Ekelhaft sind solche Saufereien!“ Im stillen dachte er freilich: „So schlimm wie Käte es macht, kann es unmöglich gewesen sein, man müßte doch sonst dem Jungen etwas anmerken!“ Seine bräunlichen Wangen waren glatt und fest, so blank, so frisch gewaschen, seine nicht großen, aber durch ihre dunkle Tiefe auffallenden Augen hatten heute sogar einen besonderen Glanz.

Schlieben legte dem Sohne die Hand auf die Schulter: „Also, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, nie mehr so etwas, Wolfgang!“

Sorglos zuckte dieser die Achseln: „Ich weiß wirklich nicht, Papa, was ich verbrochen habe. Es ist mir alles etwas schleierhaft. Aber es soll nicht mehr vorkommen, gewiß nicht!“

Und sie schüttelten sich die Hände.

Nun rührte sich doch etwas in Käte; sie hätte auffpringen mögen, schreien: „Glaub' ihm nicht, Paul, glaub' ihm nicht! Er wird sich doch wieder betrinken, ich traue ihm nicht! Ich kann ihm ja nicht trauen! Hättest Du ihn gesehen, wie ich ihn gesehen habe — o, er war ja so gemein!“ Und wie eine Vision tauchte plötzlich eine Bauernschänke vor ihr auf, eine Schänke, die sie nie gesehen hatte — rohe Kerle saßen um den Holztisch, die Ellenbogen aufgestemmt, pafften stinkenden Tabak von sich, tranken wüß, gröhlten wüß — ab, saßen da nicht sein Vater, sein Großvater auch darunter, alle die, von denen er abstammte? Eine furchtbare Angst fiel über sie her: das konnte ja nie, nie gut enden!

„Du bist so bleich, Käte,“ sagte Schlieben beim Abendbrot. „Du hast zu lange stillgefressen; es ist doch noch zu kalt draußen!“

„Ist Dir nicht wohl, Mama?“ fragte Wolfgang höflich, besorgt.

Käte antwortete dem Sohn nicht, sie sah nur zu ihrem Manne hin und schüttelte verneinend, abwehrend den Kopf: „Mir ist ganz wohl!“

Da gaben sie sich zufrieden.

Wolfgang aß mit gutem Appetit, mit besonders großem sogar; er war völlig ausgehungert. Es gab auch lauter gute Sachen, die er gern aß: warmes Sühnerkaffee mit Kalbsmilch, Klößchen mit Krebschwänzen, und dann noch feinen Aufschnitt, Butter und Käse und junge Radieschen.

„Junge, trink nicht so viel,“ sagte Schlieben, als Wolfgang schon wieder nach der Weinsflasche griff.

„Ich habe Durst,“ sagte der Sohn mit einem gewissen Trost, schenkte sein Glas aufs neue voll bis an den Rand und goß es hinunter auf einen Zug.

„Das kommt vom Schwärmen!“ Der Vater hob leicht drohend den Finger, lächelte aber dabei.

„Vom Saufen kommt's,“ dachte Käte, und der Ekel schüttelte sie wieder; sie hatte sonst, selbst in Gedanken, nie einen solchen Ausdruck gebraucht, nun dünkte ihr keiner stark, schroff, verächtlich genug.

Es kam keine gemüthliche Unterhaltung zustande, trotzdem das Zimmer so wohnlich war, der Tisch so reich besetzt, Blumen auf dem weißen Tuch, zierlich eingesteckt in eine Kristallene Schale, und über dem allen mildes, gedämpftes Licht unter einem grünseidenen Schirm. Käte war so einfüßig, daß Paul bald nach der Zeitung griff, der Sohn verstohlen durch die Nase gähnte und endlich aufstand. Daß

War denn doch zu gräßlich öde, hier zu sitzen! Ob er noch einmal nach Berlin hineinfuhr oder zu Bette ging? Er wußte selbst nicht recht, was tun.

„Du gehst jetzt zu Bett?“ Es sollte wie eine Frage klingen, aber Räte hörte selber, daß es nicht wie eine Frage klang.

„Natürlich gehst er jetzt zu Bett,“ sagte der Vater, einen Augenblick den Kopf hinter seiner Zeitung hervorhebend. „Er ist müde. Gute Nacht, mein Junge!“

„Ich bin nicht müde!“ Wolfgang wurde rot und heiß: Was fiel ihnen denn ein, ihm einreden zu wollen, er sei müde? Er war doch kein Kind mehr, das man zu Bette schickt! Besonders der Mutter Ton reizte ihn — „Du gehst jetzt zu Bett“ — das war ja ein Befehl!

In seinen dunklen Augen wurde der Glanz zum Flackern; ein Zug von Trotz und Widersehlichkeit machte sein Gesicht nicht angenehm. Man hätte wohl sehen können, wie es in ihm aufbrauste, aber der Vater sagte: „Gute Nacht,“ und hielt ihm, mit seiner Zeitung vorm Gesicht, ohne aufzublicken, die Hand hin.

Die Mutter sagte auch: „Gute Nacht!“

Und der Sohn ergriff eine Hand nach der anderen — auf der Mutter Hand drückte er den gewohnten Kuß — und sagte: „Gute Nacht!“

14.

Schlieben saß in seinem Privatkontor in dem roten Lederstuhl, den er sich zur Bequemlichkeit hatte hier hineinstellen lassen, lehnte sich aber nicht an, sondern saß ungemütlich, gerade aufgerichtet, und sah aus wie einer, der eine unliebsame Entdeckung gemacht hat. Wie konnte das zugehen, daß der Junge Schulden gemacht hatte?! Bei so reichlichem Taschengeld?! Und dann, daß er nicht das Herz hatte, zu kommen und zu sprechen: „Du, Vater, ich habe zu viel ausgegeben, hilf mir heraus —“ das war einfach unsäglich! War er denn ein so strenger Vater, daß der Sohn sich vor ihm fürchten mußte? Trieb die Furcht die Liebe aus?!

(Fortsetzung folgt.)

## Kunstgewerbe-Ausstellung Dresden 1906.

Die dritte deutsche Kunstgewerbeausstellung in Dresden führt die Tendenzen der vorherigen beiden Kunstgewerbeausstellungen fort. 1876 fand die erste Ausstellung in München statt. Damals wurde, um der zunehmenden Verflachung, die durch eine äußerliche Nachahmung alter Stile eingetreten war, entgegen zu arbeiten, der Nachdruck auf die heimatischen Vorbilder gelegt. 1888 fand die zweite Kunstgewerbeausstellung, ebenfalls in München, statt. Der Zweck war, die Ansätze im einzelnen zu zeigen, die in Stil und Technik als Folge der ersten Ausstellung sich bemerkbar machten. Die dritte, die jetzige Dresdener Ausstellung, richtet nun wieder ihr Augenmerk auf das Ganze. Sie will versuchen, Beiträge zu den Fragen beizubringen, die das Kunstgewerbe in der Gegenwart bewegen. Die Kunstindustrie trat als neues Gebiet ausschlaggebend in den Vordergrund und beeinflusste nachhaltig den Stil der Gegenstände. Wie verhält sich Kunsthandwerk zur Kunstindustrie? Inwieweit dürfen Allgemeinheit (Fabrikware) und Persönlichkeit (Sandwerk) noch zusammengehen und können sie es überhaupt? Wie gestalten sich im Anschluß hieran die einzelnen Wege, die jedes Gebiet für sich aufweist und seinem Charakter nach aufweisen muß? Wird da keine Klärung herbeigeführt, so wird die Verwirrung der Stile immer größer. Die Tendenz unserer Zeit geht aber dahin, aus dem Wirrwarr den Weg zu einem Stil der Gegenwart zu finden. Indem die Ausstellung die Aufgabe so klar ins Auge faßte, begründet sie ihre Notwendigkeit innerhalb der künstlerischen Entwicklung.

Die Ausstellung gliedert sich in drei Abteilungen: Kunst, Kunsthandwerk, Kunstindustrie.

Den umfassendsten Raum nimmt die Kunst in Anspruch. Es ist aber, dem Charakter der Ausstellung entsprechend, nicht die Kunst an sich, die hier erscheint, Bilder, Statuen, sondern es ist die Raumkunst, die hier maßgebend auftritt. Die bildende Kunst wirkt nur mit. Das einzelne Kunstwerk soll nur den Raum schmücken, es soll nicht sich herausheben, sondern sich einfügen. Es tritt im Rahmen der Raumkunst auf. Diese legt das Hauptgewicht darauf, künstlerische Gesamtwirkungen von ganzen Räumen vorzuführen. Damit soll eine möglichst übersichtliche Auswahl über die Richtungen des modernen Geschmacks gegeben werden. Gegen früher sind da bestimmte Umwandlungen zu beobachten. Es ist damit dem schaffenden Künstler Gelegenheit geboten, sich, indem er vielerlei neben einander sieht, klar zu werden, wohin die Entwicklung steuert. Gerade das tut not und die Ausstellung könnte schon, träte dieses Resultat

ein, damit allein zufrieden sein. Erhält so der Künstler betrübende Anregung, so erkennt das Publikum hier in markanten, praktischen Beispielen, was die dekorative Bewegung eigentlich will. Und vielleicht lernt es bei diesen Vergleichen Nachahmung und wirkliche Originalität von einander unterscheiden.

Die Raumkunst vereinigt, insofern sie ganze Räume gibt, bildende Kunst, Handwerk und Industrie. Alle diese Einzelleistungen gruppiert sie zu einem Ganzen und führt sie zu einer praktischen Einheit zusammen, zu einem Zimmer, einem Saal, dem Ra u m. Dabei ist, um einer ziellosen Ausstellungswut entgegen zu arbeiten, Wert darauf gelegt, daß diese Räume nicht bloße Ausstellungs- und Schau Räume sind, sondern bestimmten Zwecken angepaßt sind, Wohnräume, Schulzimmer, Sitzungssäle. Im ganzen über 100 Räume, die eine gute Uebersicht geben und die einzelnen Kunstzentren Deutschlands, in denen in diesem Sinne gearbeitet wird, markant hervortreten lassen. Damit wird der dekorativen Bewegung, die bis dahin nur ein Zufall schien, ein Fundament gegeben, auf dem sie in Zukunft nun festen Fuß fassen wird. Die überreiche Beteiligung hat durch sachgemäße Behandlung Uebersichtlichkeit erhalten. Gemeindefestungszimmer wechseln mit Schulsälen und Privaträumen, denen man jedesmal die Zweckbestimmung ansieht. Daraus ist erlernbar, daß unsere Architekten und Maler immer energischer die Bedingungen des Raumes berücksichtigen, aus denen er erwächst. In anerkannter Weise haben die Gemeinden und Städte oft die Kosten zur Ausführung bewilligt oder Räume für sich in Auftrag gegeben. Im allgemeinen ist zu sagen, daß sinnlos Extrabagantes kaum zu bemerken ist. Die Künstler haben jetzt schon eine Schulung hinter sich, sie sind bestrebt, von der Praxis zu lernen. Ihre Entwürfe und Vorschläge haben Hand und Fuß, und das Material prunkt nicht, sondern ist sinnvoll verwendet.

Zu den Einzelräumen gesellen sich ganze Häuser, die im Park verstreut sind.

Besonders ist der Komplex von Arbeiterwohnhäusern zu erwähnen, die sich um eine Dorfschule, ein Musterbeispiel in gesundheitlicher und künstlerischer Hinsicht, gruppieren. Mit dieser Anlage ist der Wirkungsbereich der dekorativen Kunst erheblich erweitert; sie dringt in Gebiete ein, auf denen sie ihre Nützlichkeit erproben kann. Tatsächlich sind diese mit genauer Rücksicht auf die Praxis hergestellten kleinen Räume, die entsprechend billig sind, ein vorzüglicher Beweis für die gesunden Bestrebungen in der dekorativen Kunst. Mit diesen Arbeiterwohnhäusern ist ein Schritt getan, der zu tun noch übrig blieb, und weitere Wirkungen werden in Zukunft davon ausgehen.

Die Schule ist durch einen Vorbau, eine offene Halle in blau gestrichenem Holz, das mit naiven Holzschnitzereien lustig geschmückt ist, sehr anheimelnd gestaltet. Das Vorherrschende des Grün in dem farbigen Anstrich gibt der Fassade Frische. Die seitlichen Flügel sind mit gelbem Fuß versehen. Blattwerk rankt sich hinauf. In der inneren Einrichtung ist allen Anforderungen der Hygiene Genüge getan. Die Schulbänke zeigen verschiedene Muster; sie sind schwellenlos und zum Verschieben eingerichtet. Aber nicht nur das. Durch geschmackvolle Anordnung ist dem Raum jede Ruchternheit genommen. Wandbilder schmücken die Wände. Bis zu halber Höhe zieht sich eine blaugetönte Holztafelung herum, in die Tafeln eingefügt sind, die auswechselbaren Bilderdruck gestalten. In angenehmer Abwechslung sind Bilder und keramische Gegenstände hier eingefügt. Ein Aquarium mit Durchlüftung, Skelette von Tieren geben den Kindern Anregung. Blumen stehen am Fenster. Eine Serie von aufeinanderfolgenden Schachteln zeigt, wie das Porzellan entsteht. In einem Schrank sind von Kindern modellierte Gegenstände ausgestellt, die teilweise eine naive Begabung verraten. Diese Schule — eine Lehrerwohnung, bei der der Architekt feinsüßlich althergebrachte Ansprüche mit modernen Neuerungen verschmolzen hat, schließt sich an — ist nicht nur eine Ausstellungsschöpfung. Wenn sie auch ein Schmuckstück ist, so ist sie doch tatsächlich Eigentum der Gemeinde Neu-Eibau in der Oberlausitz.

Einige Modelle weiterer Schulbauten legen von dem Bestreben Zeugnis ab, die Schulen so zu bauen, daß sie sich der ländlichen Umgebung besser als bisher anpassen. Mit anderen Worten: das Schema soll weichen zugunsten der Eigenart. Da sehen wir Entwürfe für ebene Gelände und für's Gebirge; je nach den Bezirken kommt ein besonderer Stil zum Ausdruck. Auf sparsamste Ausführung ist Rücksicht genommen. Dennoch sehen wir da mit einfachen Mitteln viel Gutes erreicht, oft Besseres, als früher mit teureren Ausgaben. Ueberall herrscht das Bemühen vor; das Kind soll nicht aus dem Hause gerissen und in eine fremde, langweilige Umgebung veretzt werden, es soll Freude haben, soll mit Lust in diese Räume kommen. Und gerade auf den einsamen Dörfern im Gebirge, im Flachland tut es not, daß den Kindern, die nicht wie Stadtkinder auf der Straße Eindrücke bekommen, Neues in ungezwungener Weise und abwechslungsreich vermittelt wird.

\*

Die beiden anderen Abteilungen, die der Ausstellung noch angegliedert sind (Kunsthandwerk und Kunstindustrie) treten naturgemäß zurück. Sie dienen nur dazu, Gelegenheit zu geben, die Fragen der dekorativen Kunst, deren Bedeutung in den oben geschilderten Räumen und Häusern sich kennzeichnen, noch verschiedenschach zu beleuchten.

Die Abteilung Kunsthandwerk zeigt als interessantesten Teil die Volkskunst. Da sehen wir reizvolle Interieurs. Alte Bauernstuben, mit allem Zubehör ausgestattet und so gemütlich ein-

gerichtet, als hätten die Bewohner das Zimmer eben erst verlassen. In den Fenstern stehen die Blumen, die den betreffenden Bezirken eigentümlich sind. Ganze Decken sind eingelassen und Fenster eingeseht, so daß das Ganze sich möglichst getreu präsentiert. Damit soll aber nicht nur dem Besucher eine flüchtige Freude bereitet werden. Vielmehr ist der Grundgedanke der, zu zeigen, daß sich überall in Deutschland, im Norden und im Süden, im Osten wie im Westen eine natürliche Kunstübung erhalten hat, die unbeeinflusst von fremden Stilen geblieben und die die kräftige, natürliche Eigenart der Bewohner zeigt. Nicht der einzelne schafft hier die Ausdrucksprache in den Kunstformen, sondern der ganze Bezirk zeigt eine feste Ueberlieferung, eine Tradition. Daß unsere Künstler sich in diesem reichen Schatz schon umgesehen haben, beweisen manche moderne Räume, für die die Anregungen der Bauernkunst verwertet sind.

Die Kunstindustrie gibt einen Ueberblick, inwiefern die Maschine schon fähig ist, der modernen Kunstanschauung zu dienen. Es gilt da den richtigen Weg zu finden, der Maschine nicht Unmögliches zugumuten, nicht Handwerkskunst nachzuahmen. Es gilt, die Formensprache zu finden, die der Maschine eigen. Die Firmen, die hier ausstellen (meist nach Künstlerentwürfen angefertigte Arbeiten), geben einigermaßen eine Uebersicht und deuten an, wie weit die Industrie der Kunst folgen kann. Eine Reihe von Arbeiten, die ohne jeden künstlerischen Schmutz hergestellt sind, illustrieren sogar den Satz von der Schönheit des nackten Materials. An diesen Stücken ist einfach alles Notwendigkeit; das Material an sich, sinngemäß behandelt, wirkt so nachdrücklich wie ein Kunstwerk.

Wie umfassend die ganze Aufgabe angepackt wurde, dafür sei noch angeführt, daß eine ganze Straße mit vorbildlich modernen Bädern eingerichtet ist.

Da ist ein Zigarrenladen. Die Regale sind praktisch eingefügt, die graue Farbe der Holzflächen, die schön abschließende Tür mit dem leichten Vorhang gibt dem Raum eine solide, sachgemäße Schönheit. Die Zigarrenlisten sind ganz einfach, ohne überflüssigen Schmutz; nur die wie ein Bücherzeichen auf den Innenbänken an die Ecke geklebte Kennmarke schmückt das sonst unbeklebt gelassene Holz. Der Verkaufsraum für Kaffee hat in seiner kompakt massigen Anlage etwas Holländisch-Bemühtliches. Kiefernholz ist grünlich-grau lasiert. Überall breite, derbe Flächen, die hoch bis an die Decke sich hinaufziehen. Folgt ein Konfektionsladen, der einfach weiß gehalten ist. Er präsentiert in hohen Glasvitrinen die Kleider sehr vorteilhaft. Hier sind auch moderne Entwürfe für Bühnenkleider ausgestellt, die in breitem Faltenwurf einfache, schöne Linien zeigen und sich im Schmutz beschränken. Eigenartig ist der Verkaufsraum für Bildre. Die Decke ist niedrig und gewölbt; die Beleuchtungskörper sind eingeseht und wirken wie kleine Sonnen. Tische und Bänke sind in der Ecke eingefügt und machen in der breiten Rundung einen äußerst einladenden Eindruck. Die Farben sind gelb und grün. Auch der Schankraum ist mit Geschmack angegliedert. Zum Schluß ein Konfekturladen. Hier sammelt die zweckmäßige Anlage — es wechseln immer Regale und Schränke — das Einzelne. Das Holz ist schwarz lasiert und betont sich dadurch auffallend. An den Schließern leuchtet Aluminium. Hübsch fügt sich im Hintergrund wieder die Thürumrahmung breit ein, die nach dem Lagerraum führt.

Überall viel Geschmack, Sauberkeit. So dringt in das alltägliche Leben ein Schimmer von Kunst, die hier der Praxis dient.

Machen wir zum Schluß noch einen Spaziergang durch den Park. Da stoßen wir auf die „Dresdener Werkstätten“, die in einem besonderen Pavillon ihre Maschinenmöbel zeigen, die eine so große Zukunft haben, da sie mit ihren praktischen und schönen Entwürfen (von Niemerichs) und ihrer Billigkeit zum erstenmal den Versuch machen, die moderne Raumkunst in breitere Kreise zu tragen und aus der Kunst eine Volkskunst zu machen. Da finden wir im Grünen, an den Ufern des Kleinen Sees, Pavillons verstreut. Besonders die Gartenhalle von A. Müller macht einen wohlthätigen, intimen Eindruck. Es ist derbe Arbeit, wie sie der Zimmermann leistet. Das im Innern helle Kiefernholz ist außen durch Imprägnierung dunkler geölt. Nach außen zu erweitert sich der Eingang und bietet Raum für je eine Bank. Der Phonolapavillon macht durch die großräumige Gestaltung, die dunkelblaue Färbung der Wand einen stimmungsvollen Eindruck. In dem hohen, dunkelblauen Raum steht in der Mitte nur ein Flügel, der um so mächtiger wirkt. Ein Milchpavillon ist in weichem Holz leicht und grazios gestaltet. Selbst das „Jägerhof-Restaurant“ hat durch die Hand des Künstlers geschmackvolle Ausbildung erfahren. Ein brauner Fries läuft silhouettenartig an der Front entlang, er zeigt Jagddarstellungen in lebhafter Bewegung. Die Einrichtung im Innern lehnt sich mit Glück an Bauernkunst an; grüne Tische und derbe Stühle, an der Decke mächtige, runde, holzgeschnitzte Kronleuchter.

Den monumentalsten Eindruck macht der Pavillon der Delmenhorster Vinoleumfabrik. Behrens hat ihn gebaut, in der Form eines Observatoriums, mit genauer Beschränkung auf das Notwendige, so daß die Fassade mit der kreisrunden Kuppel auf vieredigem Unterbau, dem sparsamen farbigen Schmutz länglicher Vierecke in Orange auf den gelblich gelbten Flächen der Wände, einen gesammelten, einheitlichen Eindruck hervorruft.

Die Gartenkunst schafft diesen Bauten einen stimmungsvollen Rahmen, sei es in neuen Versuchen, einen „deutschen“ Garten zu

komponieren, sei es in charakteristischen Proben der Gärten einzelner Bezirke. Denn vor jedem Hause blühen die Blumen, die für den betreffenden Bezirk charakteristisch sind. Und so schließen sich all die verschiedenen Gebiete zu einem einheitlichen Bilde zusammen.  
E. Ruff Schur,

## Kleines feuilleton.

fg. Das Märchenhaus. Sie schwärmten schon seit Jahren für die Idee: in einem Sommer einmal „auf's Land“ zu gehen. Was so der Berliner „auf's Land“ nennt: eine halbe Stunde Bahnfahrt über die Peripherie hinaus, wo die „Dörfer“ aus Villen und Schweizerhäuschen bestehen und man sich — wenigstens in den hübsch bergitterten Vorgärten — schämt, einen gesunden Kohlkopf aufzuwachsen zu lassen. Aber der Knüppel lag beim Hunde. Vater Dreifing mußte Morgen für Morgen nach der Stadt und abends wieder zurück. Und wenn man da noch etwas von der guten Luft haben wollte, konnte man nicht bis in irgend einen entfernten Winkel der Mark kriechen. Es gab keinen Vorort innerhalb der angegebenen Grenze, den sie nicht im Laufe der Jahre besucht und sogar unter die Lupe genommen hätten. Schließlich hatten sie einen gefunden. Er lag noch um eine Viertelstunde Bahnfahrt über die vorgezeichnete Grenze hinaus, hatte aber dafür den Vorzug, alle Schönheiten einer idealen Sommerfrische in sich zu vereinigen. Das heißt: es gab in der Nähe wirklichen Acker mit wirklichen Kartoffeln und echtem Getreide, einen prächtigen Kiefernwald, blumenbunte Wiesen — und dann und vor allem: die Spree, Wasser! Also Gelegenheit zum Bootfahren, zum Baden, zum Angeln. Zwar redten sich auch in diesem Ort schon ein paar Villen hoch, und in jedem Jahre waren einige im Bau; aber es gab doch auch noch einfache Häuschen hier, sogar ein wirkliches altersschwaches Bauernhaus, mit Stroh gedeckt und einem Storchnest auf dem First. Nur daß die Störche nicht mehr kamen, trotzdem noch Frösche genug auf den Wiesen herumhüpfen. Und ein Haus war da, vom dem sagte Mutter Dreifing: „Akkurat als wie in einem Märchen.“ Abseits von den anderen gelegen, im Hintergrunde eines Gemüsegartens, den nur eine Hecke und ein schmaler Wiesenstreifen vom Wasser trennte, erhob sich ein Stodwerf mit einem Manjardensgeschloß darüber. Das ganze Haus in grünen Efeu eingesponnen, so daß nur eben die Fenster herausblühten. Und auf einer kleinen Anhöhe in einer Gartenecke stand eine altersschwache, windschiefe Laube, mit wildem Wein bewachsen, ihre Oeffnung der Wiese und dem Wasser zuehend.

Zu diesem Häuschen waren Dreifings seit drei Jahren mindestens einmal in jedem Sommer gewaltfahret und hatten sich's ausgemalt, wie schön, wie wunderbar schön sich hier die heißen Jahreszeit zubringen lassen müßte. Freilich: den ganzen Sommer auf's Land, daran hatten sie in ihren kühnen Träumen nie gedacht. Aber auf einige Wochen vielleicht. Wenn Vater Arbeit behielt und Mutter gehörig knappste, dann ließ es sich möglicherweise machen.

Im letzten März endlich wurde der kühne Entschluß gefaßt. Aus verschiedenen Gründen. Einmal, weil die kleine Berta im nächsten Jahre zur Schule müsse, — denn in den Sommerferien war's draußen überall noch mal so teuer wie sonst. Dann aber, weil sie alle miteinander schon erholungsbedürftig genug waren und besonders Vater Dreifing sich eine Nervosität zugelegt hatte, die manchmal schon nicht mehr schön war. „Bloß Ruhe,“ sagte er immer wieder, wenn er die zwei Treppen zu seiner Hofwohnung hinaufgeklettert war, und von unten noch das Getöse der Kinder und die Klaviertöne aus dem Restaurant des Nachbarhauses heraufschallten. „Bloß Ruhe, Mutter. In paar Wochen Kaufestille um einen. Ich glaub, das kuriert.“

„Na, denn woll'n wir doch!“ erklärte Frau Dreifing resolut, holte die Ersparnisse aus der Kommode und begann das Rechnen. Na, es ging. Knapp, aber es ging.

Am darauffolgenden Sonntag fuhren sie hinaus. Ein Ort kam ja nur in Betracht. Eigentlich nur ein Haus. Aber man konnte ja nicht wissen: vermieten die Leute? — Ja. Zögernd zwar, aber einwilligend stellte die alte Frau, der das Märchenhaus gehörte, ihre Forderung. Nicht billig war sie. Aber der Etat gestattete es noch. Sie wurden einig. Auf vier Wochen.

Dann kam eine schöne Zeit. Vorfreude. Das Märchenhaus im Lichte der Entfernung. Die kleine Berta bekam die wunderbarsten Geschichten aus dem Munde ihrer Mutter zu hören. Die Phantasie blühte auf. Bei allen. Und zuweilen stellte die Ungeduld sich ein.

Aber endlich kam der Tag der Erfüllung. Sie waren da. Waren wirklich und wahrhaftig im Märchenhaus. Etwas dürftig eingerichtet zwar, aber wer fragte danach? Das Schöne lag vor den Fenstern. Und dann vor allem: die Ruhe, diese feierliche Stille am Abend. Kaum eine Tür hörte man klappen — und wenn Vater Dreifing nach Hause kam, waren auch die Hühner schon schlafen gegangen und gaderien nicht mehr. Aber Mutter und Kind murkten. Es regnete nämlich, seit Tagen. Ihn, dem Vater, machte es wenig. Aber er seufzte doch, weil die anderen nicht ganz zufrieden waren. Er sehnte mit ihnen die Sonne herbei.

Sie kam. Eines Morgens war die große Wolkenwanne ausgelaufen. Ein herrlicher Sonntag zog herauf. Mit Vogel

gewaltiger und würdigen Däften, mit einer Flut von Licht — und dem ersten Dampfschiff, das dumpfe, langhallende Laute von sich gab und Breifings um fünf Uhr morgens erschreckt aus dem Bette jagte. Dann lachten sie, freuten sich der Wetterwende und bemerkten staunend, wie das Bild da draußen sich unter dem Einfluß des Lichtes verändert hatte. Der Kaffee ward heute zum ersten Male in der Laube getrunken. Das war denn wirklich der erste ungekrühte Genuß in der Sommerfrische. Er dauerte nicht lange. Um sieben Uhr zog eine Turnerchar mit Trommeln und Pfeifen vorüber. Breifing hielt sich die Ohren zu, aber er lächelte noch. Auch dann noch, als eine halbe Stunde später wieder ein Dampfer den Fluß hinabsteuerte — mit Rusit, Gebimmele und Getute. Breifing kam hinter die Ursache des Lärmes: der Fluß machte in der Nähe eine scharfe Wendung, die sich vom Schiff aus nicht völlig übersehen ließ. Und weil Ruderboote sich auf dem Wasser tummelten, und ein Stückchen weiter unten auch eine Anlegestelle war, ließ jeder Dampfer hier seine sämtlichen Warnungs- und anderen Signale ertönen. „Ja,“ sagte der Ruhebedürftige nachdenklich, „wenn das den ganzen Tag so geht, Mutter!“

Jetzt seufzte sie. Leise noch, etwas fürchtam aber. Ein Gepolter schreckte sie auf. Ein Ruf: „Alle Reume!“ Also ein Lotal, das sie noch nicht bemerkt hatten. Drüben, hinter den Büschen, auf der anderen Seite. Kaum zu sehen, desto besser zu hören. Um zehn Uhr etablierte sich ein Gesangsverein. Um elf tastete sich hinter der Hecke, zwei Schritte von der Laube, eine große Gesellschaft von Damen und Herren durch das Gras, kreischend und lachend, sich von Herzen ihres Lebens freuend. Breifing ward unruhig, ging nervös in dem Heinen Garten auf und nieder. Um ein Uhr kam wieder ein neuer Ton von drüben: der einer starkstimmigen Drehorgel mit Trommelbegleitung. Von einem Karussell offenbar. Also feststehend! Wie denn auch der Nachmittag bewies! Neben dem, daß der Gesangsverein sich für heute dauernd dort niedergelassen. Schöne Ausichten. Breifing war nach dem Mittagessen ins Zimmer geflüchtet, hatte die Fenster geschlossen und ein Schlafchen versucht. Es wurde nur ein unruhiges Träumen. Als Frau Breifing ihn zum Kaffee rief und er in den Garten trat, blieb er wie angenagelt stehen. Was sich jetzt an Tönen, an Rufsen, Gesänge, Gelächter, Gesang, Getute, Gebimmele und sonstigen Geräuschen in der Luft vereinte, war mehr als Jahrmarkt.

Breifing sagte nichts. Später ging er mit Frau und Kind in den Wald. An einer einsamen, versteckten Stelle lagerten sie sich, bis die Abendkühle zur Heimkehr zwang.

„Eine richtige Ruhe gibts wohl für unsereinen nicht,“ meinte Breifing, als sie wieder in den Schwarm der Ausflügler gerieten.

„Jeder will seine Freude haben!“ sagte die Frau. „Ja, er gönnte es ihnen von Herzen, aber er selbst vertrug's doch nicht. Man zog doch nicht in die Sommerfrische, um vier Wochen wie auf einem Schützenfest zu leben.“

„In der Woche wird's nicht so schlimm sein,“ meinte sie. „Und vielleicht regnet's auch wieder.“

Das war ein Trost, freilich. Aber als er im Bett lag, konnte er vor Mitternacht nicht einschlafen. Denn bis dahin wechselten sich draußen gefühlvolle Lieder ab, wie: „Weißt Du, wie viel Sternlein stehen?“ „Das ist die Berliner Luft“, „Guter Mond, du gehst so stille“ und so weiter.

„Ach ja, so ein Märchenhaus, eine halbe Stunde von Berlin! —“

**Theater.**

**Berliner Theater.** Chymbelin. Romantisches Schauspiel in 5 Akten von Shakespeare.

Als Abschluß des sommerlichen Gastspiels brachte Frau Rosapichil Shakespeares „Chymbelin“ mit ihrer Truppe zur Ausführung. Sie selbst begnügte sich diesmal mit der Rolle des Regisseurs. Die Darstellung war gewiß nicht schlecht, doch ebenso wenig hervorragend. Aber auch eine sehr viel bessere würde nur bestätigt haben, daß die bisherige Zurückhaltung der Bühnen diesem romantischen Schauspiel gegenüber wohl begründet war. Der stille poetische Reiz, der die Gestalt der reinen, ruchlos verläumdeten und am Ende triumphierenden Imogen umspielt, kann für den Ballast der in breiter Fabulierlust angehäuften Abenteuer schließlich doch nicht genügend entschädigen; wenigstens im Theater nicht, wo der Zuschauer vom gleichgültig Stofflichen nicht rasch zum Wesentlichen fortziehen kann, sondern geduldig alle Fadzackwege mitzumachen gezwungen ist.

Die Fabel hat die bunte Art eines Ritterromans, und mengt, zwischen Britannien und Italien sich hin und her bewegend, historisch ganz verschiedene Epochen durcheinander. Ein Welscher muß es sein in Rom, der prahlerisch mit Posthumus die Weite einget, er werde die Tugend seiner fernern Gattin Imogen, der Tochter König Chymbelins zu Falle bringen, ein Welscher, der aus diesem Grunde extra nach England reist und mit Entrüstung abgewiesen, der Schlafenden den Ring vom Finger streift, um ihn als Trophäe der gelungenen Verführung dem Gemahle vorzuzeigen. Posthumus beschließt in wilder Verzweiflung die Heimkehr, aber die Rache der edlen Helden kann nicht einmal warten, bis er die schuldig Geblaupte wiedersehen wird; er schreibt an seinen alten Diener am Hofe des Königs Chymbelin und befiehlt ihm, Imogen zu morden. Immer heftiger überstürzen und verschlingen sich die seltsamen Entfindungen. Der gute Diener teilt der Herrin den Anschlag mit und überredet sie, in Knabenkleidern zu entfliehen. In einer verborgenen

Waldhöhle trifft sie mit einem würdigen Greis und zwei Jünglingen, geraubten Königskindern, ihren Brüdern, wie sich's am Schluß herausstellt, zusammen; herzlich empfangen die Einsiedler den schönen Fremdling. Ein Gift, das Chymbelins Gattin, die böse Königin, dem Diener mit der Weisung gab, es sei ein Mittel stärkster Heilskraft, und das dieser Imogen anvertraute, streckt die Flüchtlinge, während ihre neuen Freunde der Jagd nachgehen, scheintot nieder. Erwachend aus der Betäubung sieht sie einen Leichnam mit abgehauenen Haupte neben sich im Gras. Es ist der plumpe, widerwärtige Sohn der bösen Königin, der Imogen, um sie zu verderben, nachsächlich und im Streit mit einem der Jünglinge sein Leben lassen mußte. Getäuscht durch den falschen Schein der Kleidung beklagt sie herzerreißend in dem Gefallenen den immer noch mit gleicher Glut geliebten Gatten. Ein Römerseldherr, der Chymbelin soeben Krieg angefangt, nimmt den sanften Knaben als Fagen in seinen Dienst, und eine Schlacht, in der die Fremden aufs Haupt geschlagen werden, bereitet alles glücklich zur Lösung des vielfältig verschlungenen Knoten vor. Im Zelt des Königs, dem die Gefangenen, darunter Imogen der Page, vorgeführt werden, gesteht der römische Verleumder seine Schandtat ein; Posthumus, der unerkannt mitgekämpft, sinkt der Gattin, als sie sich zu erkennen gibt, reuig in die Arme, die böse Königin stirbt und Chymbelin, der den nichtsnuhigen Stiefsohn verloren, erhält dafür aus der Hand des Greises die echten Sprossen seines Blutes: das Jünglingspaar, das Löwenfährheit in der Schlacht bewiesen. Es war Mitternacht geworden, bis der Vorhang fiel.

Die Vorstellung hielt sich, wie schon gesagt, auf guter Mittelhöhe. Verdorben wurde keine Rolle. Wegener gab dem römischen Schurken scharfgerissene Charakterlinien in Mienenspiel und Rede; neben ihm fiel unter den Herren noch Gotthardt auf, der den strohbirnigen plumpen Prinzen — wohl das Vorbild des täppisch-idiotischen Germanenbräutigams in Grillparzers „Weh dem, der lügt“ — derb zugreifend verkörperte. Julie Serda war eine Imogen von sympathischer Natürlichkeit und Schlichtheit des Tons, namentlich in den Szenen vor der Waldhöhle, und auch im letzten Akte traten die starken Seiten ihres Talentes hervor. —

dt.

**Humoristisches.**

— Degeneration. „Haben Sie gehört, Graf Wredow, der Bruder unseres früheren Regimentskameraden, wurde zum Professor der Ohrenheilkunde ernannt.“

„Na, ich danke, der eine heiratet aus Liebe, der andere wird Mediziner!“

— Entschuldigung. „Was gaffen Sie mich denn immer an? Ich verbitte mir das!“

„I hab' Sie net beleidig'n woll'n, Sie Hindviech!“ — („Simpl.“)

**Notizen.**

— Das alte „Magazin für Literatur“, das zuletzt in den Monatsblättern für deutsche Literatur“ aufgegeben war, soll wieder aufleben. Ein Schuß Wissenschaft soll es auf den Weimen halten.

— Der erste Lehrstuhl für Verlags- und Zeitungswesen in Deutschland wird von der Berliner Handelshochschule eingerichtet, die am 1. Oktober ins Leben tritt. Das Lehramt ist dem Schriftsteller Hans Buhmann übertragen worden.

— Der „Wiener Volkstheaterpreis“ (2000 Kronen) kommt nicht zur Verteilung. Die Preisrichter konnten sich nicht einigen. Die Autoren der drei aufgeführten Stücke erhalten je 700 Kronen „Schmerzengeld“.

— Die „Sittennote“, Tragödie eines Schülers in vier Akten von Adolf Schwager, wurde vom Berliner Theater erworben.

— Deutsches und Neues Theater schließen ihre Spielzeit am 30. Juni.

— Der französische Komponist und Klaviervirtuose Saint-Saëns ist für das erste philharmonische Konzert unter Nikischs Leitung in der kommenden Saison verpflichtet worden.

— Die Jahrhundert-Ausstellung (Nationalgalerie) wird am 30. Juni geschlossen.

— Ein Preisausschreiben der Stadt Wieserich am Rhein hat zum Gegenstande Entwürfe zur haulichen und gärtnerischen Ausstattung eines städtischen, 6,5 Hektar großen Geländes. Die vier Preise bestehen in 1000, 800, 600 und 400 M. Die Frist läuft bis 15. September.

— Eine große Forschungsreise nach den Quellen des Amazonasstromes wird im nächsten Jahre von der Harvard-Universität ausgehen. Der Leiter des Unternehmens wird Dr. Farabee von der anthropologischen Abteilung dieser Hochschule sein, dem sich drei weitere Forscher anschließen werden. Als Ausgangspunkt wird der Ort Arequipa in Peru dienen, wo die Harvard-Universität bereits eine Tochteranstalt errichtet hat, die für Himmels- und witterungskundliche Forschungen dient. Die Dauer der Expedition ist auf drei Jahre veranschlagt worden.